

Salons gründen, Whiskey trinken und rauchen

Text von Barbara Off, Projektleiterin DOK.network Africa

In Deutschland ist die Debatte um die Lage der Dokumentarfilmemacherinnen bekannt. Bei Festivals und im Kino sind sie mit ihren Filmen immer noch unterrepräsentiert, während der Löwenanteil der höher dotierten Senderbudgets an die männlichen Kollegen geht. Doch wie sieht die Situation auf dem afrikanischen Kontinent aus, wo Frauen vor allem im privaten Bereich hinter den Kulissen agieren und im öffentlichen und politischen Leben kaum in Erscheinung treten? Was bedeutet es für Filmemacherinnen, sich angesichts dieser patriarchalen Gesellschaftsstrukturen in einer von Männern dominierten Branche zu behaupten? Ein Gespräch mit drei Dokumentarfilmregisseurinnen aus Gabun, Niger und dem Senegal.

Aïcha Macky, Niger

Es gibt so viele Themen und Probleme in ihrem Land, die Frauen betreffen. Aïcha will diese an die Öffentlichkeit bringen, auf Frauenrechte aufmerksam machen und so zu einem sozialen Wandel beitragen. „Doch viele der Frauen sind Analphabetinnen. Mit Büchern kann ich sie nicht erreichen, mit Filmen hingegen schon.“ Deshalb war für Aïcha Macky, geboren 1982 in Zinder im westafrikanischen Niger, nach ihrem Soziologiestudium in der Hauptstadt Niamey klar, dass sie zum Film will. Ihren Master in Dokumentarfilm absolvierte sie an der Universität Gaston Berger in St. Louis im Senegal.

In der muslimisch geprägten Gesellschaft im Niger können Frauen keine öffentlichen Personen sein. Als Filmemacherinnen müssen sie aber zwangsläufig in der Öffentlichkeit arbeiten, spätestens wenn sie ihre Filme präsentieren. Seit jeher ist das Filmemachen eine männliche Domäne. Licht, Ton, Kamera, alles Männer. In ihrem Alltag als Filmemacherin stößt Aïcha daher auf zahlreiche Hürden: „Wenn ich sage, dass ich die Regisseurin bin, lachen sie und nehmen mich nicht ernst.“ Auch dass sich beim Dreh eine männliche Crew um eine weibliche Protagonistin schart, kann schon zum Problem werden. Für einige Leute im Niger hat das Filmemachen etwas Verrücktes, Unschickliches an sich. Filmemacherinnen haben daher einen schlechten Ruf.

In Aïchas Film L'ARBRE SANS FRUIT, der bei den Africa Movie Academy Awards im nigerianischen Port Harcourt als bester Dokumentarfilm ausgezeichnet wurde, geht es um Kinderlosigkeit. Ein Tabuthema in der nigrischen Gesellschaft. Als verheiratete Frau ohne Kinder war es für Aïcha einfach, Vertrauen zu den im Film porträtierten Frauen aufzubauen und sie zum Erzählen zu bringen. „Für die Betroffenen waren diese Gespräche wie Medizin“, erzählt Aïcha. Dabei geht es nicht nur um Einzelschicksale, sondern um die gesellschaftliche

Rolle der Frau im Allgemeinen. Denn die Frage, die sich Aïcha und die anderen kinderlosen Frauen stellen müssen, ist: Welche Rolle können sie als Frauen annehmen, wenn sie die traditionell vorgesehene der Mutter nicht erfüllen können? Als der Film im Niger gezeigt wurde, waren die Leute begeistert.

Das war ein großer Erfolg für Aïcha. Denn in ihrem Land ist das Filmemachen nicht wirklich als Beruf angesehen, sondern wird eher als Vergnügen betrachtet. Viele Frauen haben zwar Film studiert, aber üben ihre Profession in letzter Konsequenz nicht aus. Meistens passt es den Ehemännern nicht, wenn ihre Frauen sich in der zwielfichtigen Filmwelt bewegen. Daher wechseln die Frauen nach der Hochzeit größtenteils zum Fernsehen oder werden Journalistinnen. Und so bleibt das Filmemachen ein männlich dominiertes Metier. Doch Aïcha findet es wichtig, dass Frauen ihre Geschichten selbst erzählen. Denn wer sonst soll sich all dieser Themen, die Frauen betreffen, annehmen? „Ich denke, Frauen können am besten über Frauenthemen sprechen.“ ●

Programmtipp Afrikatag

12. Mai, 14.00 bis 22.30 Uhr, HFF Kino 1

Unter dem Motto THE FUTURE IS FEMALE!? nimmt der Afrikatag 2017 die Rolle der Frau in afrikanischen Gesellschaften in den Fokus. Drei Filme, darunter Aïcha Mackys L'ARBRE SANS FRUIT, erzählen Geschichten von Mut und neuen Visionen jenseits von Gewalt, Krieg und männlicher Dominanz. Samantha Biffot ist Teil der abschließenden Podiumsdiskussion. Ihr Film THE AFRICAN WHO WANTED TO FLY läuft im Wettbewerb DOK.horizonte.



Samantha Biffot, Gabun

Vor ein paar Jahren, als es noch so gut wie keine Filmindustrie in Gabun gab, gründete Samantha Biffot in der Hauptstadt Libreville ihre eigene Produktionsfirma Princess M Productions. Samantha ist ein Kind der 80er-Jahre, geboren 1984 in Gabun, aufgewachsen im internationalen Jetset. Die Tochter eines Diplomaten verbrachte ihre Kindheit zwischen Südkorea, Frankreich, Großbritannien und Südafrika. In Paris studierte sie an der École Supérieure de Réalisation Audiovisuelle Film mit Schwerpunkt Schnitt und kehrte 2010 zurück nach Gabun. Die Bedingungen für Filmschaffende sind hier schwierig, lediglich das Institut Gabonais de l'Image et du Son beteiligt sich mit einem kleinen Budget an Ko-Produktionen. Ein bis zwei Filme können so pro Jahr finanziert werden – viel mehr ist von staatlicher Seite nicht zu erwarten. Von Samanthas erstem langen Dokumentarfilm THE AFRICAN WHO WANTED TO FLY war das Institut begeistert, mit internationaler Unterstützung aus Belgien und Frankreich konnte das Projekt finalisiert werden. Der Großteil der FilmemacherInnen in Gabun ist jedoch auf sich allein gestellt und muss hart arbeiten, um Filme zu realisieren. „Gleichzeitig ist das total spannend. Wir fühlen uns wie Pioniere“, meint Samantha.

In den 70er- und 80er-Jahren, noch bis Anfang der 90er gab es eine lebendige Filmkultur in Gabun. Heute sind die Kinos oft marode und verlassen. Und das, obwohl es so viel Stoff für Filme gibt: „Es gibt viele drängende Themen in Gabun und in Afrika allgemein. Der Dokumentarfilm kann an dieser Stelle die richtigen Fragen stellen.“ Angesichts der schwachen Filmindustrie kann Samantha von Filmen aber nicht leben, geschweige denn von Dokumentarfilmen. Am Anfang hielt sie sich mit Werbe- und Imagefilmen über Wasser, inzwischen produziert sie auch fürs Fernsehen. In ihrem Film THE AFRICAN WHO WANTED TO FLY erzählt sie die Geschichte des Gabuners Luc Bendza, der

mit gerade mal 15 Jahren sein Land in Richtung China verließ, um in einem Shaolin-Tempel die chinesische Kampfkunst zu erlernen. Eine außergewöhnliche Heldengeschichte, die Samantha für ihr Land, Afrika und die Welt dokumentierte. „Ich wollte diesen Film machen, um der afrikanischen Jugend neben Rappern und Fußballern ein positives Vorbild zu geben.“

In Samanthas Augen hat es Vor- und Nachteile eine weibliche Filmemacherin zu sein. „Männer werden automatisch ernst genommen. Ich muss hingegen immer mit einer Extraportion Autorität auftreten. Wenn man sich aber erst einmal den nötigen Respekt verschafft hat, vertrauen die Leute einem auch.“ Im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern findet sie die Situation für Filmemacherinnen in Gabun verhältnismäßig gut: „Die Gesellschaft hier ist nicht mehr so traditionell und konservativ wie in anderen westafrikanischen Staaten. Manche sagen, wir sind weniger afrikanisch, fast schon verwestlicht.“ Und bei der Arbeit an sich ist es manchmal sehr wertvoll, eine Frau zu sein: Als Martial-Arts-Kämpfer, der vollkommen in die unnahbare, chinesische Kultur abgetaucht ist, zeigte Samanthas Protagonist von THE AFRICAN WHO WANTED TO FLY vor der Kamera erst keinerlei Emotionen – erst recht nicht umringt von einer männlichen Crew am Set. „Am Anfang war es Luc sehr unangenehm, über seine Gefühle zu sprechen. Doch dann hat er sich geöffnet. Ich glaube nicht, dass ein männlicher Filmemacher diesen Prozess mit Luc hätte durchmachen können.“ ●



Rama Thiaw, Senegal

Afrikanische Filmemacherinnen haben es, Rama Thiaws Meinung nach, doppelt schwer. Als schwarze Frauen müssen sie nicht nur unter Beweis stellen, dass sie sich in einer Männerdomäne auskennen, sondern auch noch, dass sie die gleichen Fähigkeiten wie Weiße haben. Geboren 1978 in Nouakchott in Mauretanien, verbrachte Rama Thiaw ihre Kindheit zwischen dem Senegal und Frankreich. Sie studierte Wirtschaftswissenschaften an der Sorbonne Universität in Paris und entwickelte erst spät ein Interesse für Film. Nach einem Masterstudium in Regie kehrte sie in den Senegal zurück, wo sie in Dakar ihre eigene Produktionsfirma Boulle Fallé Images gründete.

Hier hat sie einen französischen, weißen Assistenten. Automatisch meinen die Leute, dass er der Boss sei. Während des Drehs für Ramas Film *THE REVOLUTION WON'T BE TELEVISED* (DOK.fest 2016), der die Geschichte der senegalesischen Jugendbewegung Y'en a Marre erzählt, hatte die Filmemacherin eine hauptsächlich männliche Crew aus weißen und schwarzen Technikern. „Obwohl ich es war, die alle geschult hatte und bezahlte, folgten die Schwarzen den Anweisungen der weißen Techniker mehr als meinen.“ Derlei soziale Praktiken haben in letzter Konsequenz auch Auswirkungen auf die Qualität der Filme. Bei manchen wichtigen Szenen sei kein Ton aufgenommen worden, weil der weiße Kameramann das nicht als wichtig erachtete, berichtet Rama.

Das patriarchale Gesellschaftssystem des Senegal ist dabei das Hauptproblem: Frauen haben zwar großen Einfluss in der Gesellschaft, sie agieren und ziehen die Fäden aber hinter den Kulissen. Obwohl es genauso viele männliche wie weibliche FilmemacherInnen im Senegal gibt, werden die männlichen Kollegen in der Öffentlichkeit viel stärker wahrgenommen. Als schwarze Filmemacherin muss sie dreimal mehr leisten als eine weiße Frau und viermal mehr als ein weißer Mann, sagt Rama.

Was das Filmemachen an sich angeht, macht es für sie jedoch keinen Unterschied, ob es sich um einen Filmemacher oder eine Filmemacherin handelt. Das filmische Endprodukt ist ein genderneutrales Kunstwerk, das für sich allein steht und auch nicht das Geschlecht seines Urhebers oder seiner Urheberin kommuniziert.

Der traditionelle Respekt vor den Älteren ist ein weiteres gesellschaftliches Problem, das es jungen Filmemacherinnen schwer macht, Erfolg zu haben. „In unserer Gesellschaft muss man alt sein, um respektiert zu werden. Junge Leute können nie so gut wie die Älteren sein, allein aufgrund des Mangels an Erfahrung“, erklärt Rama. Was vor allem im kreativen Bereich, der von neuen Impulsen lebt, natürlich völliger Unsinn sei. Rama ist selbst Beweis dafür. Mit ihrem eigenwilligen Film, der bei der 66. Berlinale Premiere hatte, tourte sie um die ganze Welt. Zuletzt wurde *THE REVOLUTION WON'T BE TELEVISED* im Museum of Modern Art in New York gezeigt.

Nachhaltigen Wandel kann man nur erreichen, wenn diese gesellschaftlich gewachsenen, mentalen Strukturen aufgebrochen und dekonstruiert werden. Aber wie kann man das bewerkstelligen? Frauen müssen vor allem zusammenhalten statt sich im Wettbewerb zueinander zu sehen, schlägt Rama vor: „Sie müssen Salons gründen, zusammen Whiskey trinken und rauchen und dabei entscheiden, in welche Projekte sie investieren wollen. Wir Frauen müssen uns genauso organisieren wie die Männer.“ Aber das allein wird nicht reichen. Die Erziehung der nächsten Generation und die Einführung einer Quote könnten, ihrer Meinung nach, vielleicht in zwanzig Jahren zu einer wahren Gleichberechtigung führen. Es wird in jedem Fall ein politischer Kampf. ●

